HERBST 2020

jesuitenweltweit
MISSION MIT MENSCHEN

INDIEN: TOILETTEN FÜR TRIBAL-SCHULEN

Hygiene rettet Leben

3 BEIRUT
Hilfe für die Ärmsten nach Hafen-Explosion

8 TAMIL NADU
Das harte Los der Wanderarbeiter

14 ZÜRICH
Priesterweihe von Martin Föhn SJ

«Spendende sind Teil unserer Mission»

Am 20. Juli konnten wir nach langer Zeit, bedingt durch Lockdown und Reiseauflagen, wieder einen Gast aus dem Ausland am Zürcher Hirschengraben begrüssen. P. Jorge Serrano SJ sagte uns auf Wiedersehen, bevor er zurück in seine Heimat Kolumbien reiste.

Während gut 10 Jahren hatte er als *Assistant Treasurer for Development Resources* in Rom die sogenannten *Province Development Offices* in Afrika, Lateinamerika und Asien mitaufgebaut. Bis 2010 gab es keine solche Entwicklungsbüros. Heute sind es 56. Sie sind in den Provinzen etabliert. Wir wickeln mit ihnen die ganze Projektunterstützung ab. Diese Organisationsentwicklung geht auf einige Erkenntnisse zurück: Die Provinzen im Süden sind abhängig von den finanziellen Ressourcen von Europa, Amerika und Australien. Im Süden wächst die Gesellschaft Jesu, im Norden hingegen nimmt die Anzahl Jesuiten ab. Parallel dazu nehmen auch die Wohltäterinnen und Wohltäter ab, und es mehren sich die Austritte aus der katholischen Kirche. Eine grosse Finanzierungslücke ist längerfristig absehbar. Die Provinzen müssen verstärkt Verantwortung für ihre nachhaltige Entwicklung übernehmen.

«Jeder Spender, jede Spenderin ist Teil unserer Mission.» Das Credo von P. Serrano ist auch Ziel der Entwicklungsbüros. Entsprechend werden sie als Partnerinnen und Partner in einem lokalen und internationalen Netzwerk eingebunden. Das heisst auch: Es wird über die Mission informiert. Es werden gute Projekte konzipiert, sorgfältige Projektanträge und aussagekräftige Berichte erstellt. Auch hört man den Spendenden zu, geht auf Anliegen ein und lädt sie ein, an Angeboten teilzunehmen. Letztlich eine Wiederentdeckung einer Haltung, die am Anfang der Gesellschaft Jesu stand. P. Serrano fasst dies so zusammen: «Ihr seid für Berufungen verantwortlich und für die Mittelbeschaffung.» Er ist überzeugt, dass internationale Solidarität Hoffnung ist fürs Überleben. Die Frage bleibt, wie diese in Zukunft aussieht. *Dana Zumr*

COVID-19-NOTHILFE FÜR DIE ÄRMSTEN

An Ostern 2020 konnten wir kurz nach dem Lockdown in weiten Teilen der Welt einen Covid-19-Nothilfefonds etablieren. Wir haben dafür ein Legat eingesetzt und erhielten einen grosszügigen Betrag einer uns verbundenen Förderstiftung. Zudem erhielten wir einige private Spenden explizit für die Covid-19-Nothilfe. Gleichzeitig erreichten uns viele Mails von unseren Partnern, namentlich aus Indien und Asien. Sie schilderten uns die prekäre Lage der Ärmsten. Die Jesuiten-Provinzen führten umgehend Situationsanalysen durch, starteten Nothilfeaktionen und mobilisierten alle verfügbaren Kräfte für die Verteilung von Hilfspaketen, die Lebensmittel, Hygieneartikel und Schutzmaterial enthielten. Die Hilfe kam überall den Ärmsten und Benachteiligsten zugute. Bis heute konnten wir 70 000 Franken für die Covid-19-Nothilfe an fünf Provinzen (Sri Lanka sowie Andra Pradesh, Chennai, Madurai und Kalkutta in Indien) sowie an den JRS *South Asia* überweisen. Mehr erfahren Sie auch in unseren Webnews auf jesuiten-weltweit.ch. *dz*

Editorial

Liebe Freundinnen und Freunde unserer Missionare und unserer Partner weltweit!

Immer wieder werden wir in dieser eigenartigen Pandemie-Zeit gefragt, wie es uns und unseren Partnern geht. Blicken wir auf unsere Partnerorganisationen: Viele von ihnen sind bis auf weiteres aufgrund von regionalen Lockdown-Massnahmen in ihren Aktivitäten eingeschränkt. Nachdem es in der ersten Phase vor allem um Nothilfe ging, engagieren sich unsere Partner weiterhin mit und für die Menschen in ihrem Umfeld. In bewundernswerter Weise führen sie ihre Projekte weiter. Es geht also um viel mehr als nur um Wiederherstellung von «Normalität». Trotz allen Widrigkeiten der Zeit bleiben zukunftsorientierte Bildung und menschenwürdige Lebensbedingungen das Ziel.

Als Beispiel können Sie in dieser Ausgabe vom Engagement der Kohima-Jesuiten in Indiens ländlichem Nordosten lesen: Sie sind seit den 1970er Jahren vor Ort, durchlebten mit der indigenen Bevölkerung eine Pionierphase und haben mit steter Bildungsarbeit den Menschen den Zusammenhang von Kindersterblichkeit und Hygiene verständlich machen können. Nun planen sie Toiletten-Anlagen an all ihren Schulen. Ein nächster Schritt zu einer umfassenden Menschenbildung und gesunden Lebensgestaltung: In Dörfern, wo die Menschen um den Wert von sauberem Wasser und Hygiene wissen, sterben weniger Kinder.

Wir sind Ihnen äusserst dankbar für Ihre Treue. Wir dürfen erleben, wie sehr Ihnen die Menschen in anderen Teilen der Welt gerade in dieser Corona-Zeit am Herzen liegen. Und wie Sie die zukunftsorientierten Projekte unserer Partnerorganisationen durch vielfältige Formen mittragen – nicht zuletzt durch grossherzige Spenden. Ihnen allen ein herzliches Vergelts Gott für die Solidarität *Ihr P. Toni Kurmann SJ*

«Aufräumen ist leichter als Wunden heilen»

JRS und Jesuiten-Provinz im Libanon organisieren Hilfe nach der verheerenden Explosion

Ohne internationale Unterstützung kann der Libanon die Krise, ausgelöst durch die gewaltige Explosion im Beiruter Hafen, nicht bewältigen. Jesuiten sind seit Jahrzehnten vor Ort und konzentrieren sich auf die Bedürftigsten unter den syrischen Flüchtlingen und von Armut betroffenen libanesischen Familien.

Die verheerende Explosion im Hafen von Beirut vom 4. August hat weitreichende Folgen: Laut libanesischem Gesundheitsministerium starben 181 Menschen, mehr als 6000 wurden verletzt, 300 000 obdachlos. Nach anhaltenden Massenprotesten trat die libanesische Regierung am 10. August zurück. Das Areal rund um den Beiruter Hafen gleicht immer noch einem Trümmerfeld. Die Aufräumarbeiten haben vor allem junge Freiwillige in die Hand genommen.

Ohne Hilfe der internationalen Gemeinschaft können die Menschen im Libanon die Katastrophe nicht bewältigen. Die Explosion fällt in eine Zeit erheblicher sozialer und wirtschaftlicher Unruhen im Land sowie mitten in die COVID-19-Pandemie. Seit Jahren leidet die Bevölkerung unter Korruption und Misswirtschaft, zudem leben unter den 7,6 Millionen Einwohnerinnen und Einwohnern 1,5 Millionen syrische Flüchtlinge – kein Land hat so viele aufgenommen wie der Libanon (Bericht in unserem Magazin Ostern / 2020).

Der Sitz der Jesuiten-Provinz Naher Osten in Beirut ist durch die Explosion stark beschädigt worden. Das Gebäude beherbergt die Arbeits- und Wohnräume der Jesuiten und die Jesuiten-Altersgemeinschaft. Der Jesuiten-Flüchtlingsdienst JRS ist in direkter Nachbarschaft und ebenfalls von Zerstörung betroffen wie auch das Sozialzentrum und die Schule im Stadtteil Burj Hammoud. Die Aufräumarbeiten werden noch Monate dauern.

Der JRS ist seit langem vor Ort und hat nebst der Hauptstadt Beirut Stützpunkte in der Beekaa-Ebene in Baalbek und Bar Elias sowie in der Küstenstadt Byblos. Die Teams unterstützen syrische Flüchtlinge und hilfsbedürftige libanesische Familien.

Daniel Corrou SJ, Regional-Direktor JRS MENA (Naher Osten–Nordafrika), schreibt: «Glücklicherweise haben Jesuiten und Mitarbeitende ausser Schnitt- und Schürfwunden keine ernsthaften Verletzungen erlitten. Leider aber starben drei Menschen, die vom Beiruter JRS-Zentrum Burj Hammoud unterstützt wurden.

Wir haben die bereits laufende COVID-19-Hilfe (Lebensmittel, Hygieneartikel, Wohnungshilfe) ausgebaut, konzentrieren uns auf die Bedürftigsten und koordinieren die Lebensmittelvergabe mit anderen Hilfswerken und dem UNHCR. Was immer die internationale Gemeinschaft tut: Wir werden Hilfe brauchen. Aufräumen und Wiederaufbauen ist leichter als äussere und innere Wunden heilen. Unsere Begleitung ist langfristige Heilung – unabdingbar für menschliches Gedeihen.» *Pia Seiler*

Spenden für Nothilfe und Aufbauarbeit der Jesuiten in Beirut: Stiftung Jesuiten weltweit, PostFinance 89-222200-9, IBAN: CH 51 0900 0000 8922 2200 9, BIC: POFICHBEXXX. Vermerk «Jesuiten Beirut, Hilfe an Jesuiten-Provinz Naher Osten» oder «JRS MENA-Beirut für Flüchtlingshilfe». Sie können Ihre Spende auch online tätigen: *jesuiten-weltweit.ch*

LINKS: *Am Abend des 4. August 2020 explodierten im Hafen von Beirut 2750 Tonnen Ammoniumnitrat. Der Schaden im Hafenareal und in weiten Teilen der Stadt ist gewaltig. Unter den vielen Todesopfern sind drei Menschen, die vom JRS unterstützt wurden.*

RECHTS: *Es traf auch Bauten der Jesuiten, im Bild ihre Kirche im Zentrum von Beirut.*

Schwester Monjeera mit Mädchen aus dem Schulinternat Olive Gardens/Meghalaya. Die Jesuiten sind seit den 1970 Jahren im Nordosten Indiens engagiert und arbeiten mit Ordensfrauen zusammen, für die Gesundheitsschulung und Hygiene grossen Stellenwert haben.

Hygiene ist der Schlüssel

WCs an Jesuitenschulen für Tribals in Indiens Nordosten sorgen für gesünderes Umfeld

Ein Grossteil der Stammesbevölkerung im Nordosten Indiens verrichtet die Notdurft im Freien – mangels Toiletten, aber auch aufgrund tiefsitzender Tabus. Diese Praxis ruft ernste Krankheiten hervor. Anand Pereira SJ von der Jesuiten-Region Kohima berichtet von seinem Einsatz für WCs an den Jesuiten-Schulen.

Um zu ergründen, warum wir noch nicht all unsere Jesuiten-Schulen im Nordosten Indiens mit Toiletten ausstatten konnten, muss ich etwas ausholen. Der Nordosten ist einer der vielfältigsten und schönsten Teile des Landes – ein Gebiet mit sieben Bundesstaaten und gemeinsamen Grenzen zu Bhutan, China, Myanmar und Bangladesch. Flüsse wie der Brahmaputra durchziehen die Ebenen, Gebirge erheben sich bis zum Himalaya, dichte Wälder bedecken weite Landstriche.

Das ist das eine, das andere: Die Stammesbevölkerung dieser Region ist geografisch vom Rest des Landes isoliert. Von den rund 45 Millionen Menschen im Nordosten Indiens leben gegen 90 Prozent in Dörfern. Ihr Haupterwerb ist die Landwirtschaft, ihre Lebensweise karg. Die Entwicklung des Landes, die anderswo in Indien zu Bildung und relativem Wohlstand führt, erreicht sie kaum. 54 Prozent von ihnen leben unterhalb der Armutsgrenze. In sprachlicher, religiöser und auch emotionaler Hinsicht fühlen sich die Gemeinschaften der *Tribals* nicht eins mit dem Rest der Nation – ein Name, auf den sie pochen und ihnen ein Rest von Würde verleiht: Anderswo in Indien werden die Stammesgemeinschaften *Adivasi* genannt.

Unsere Kohima-Jesuitenregion wurde 1970 als eine Mission der Jesuiten-Provinz Karnataka / Südindien gegründet. Drei Jesuiten folgten der Einladung des Bundesstaates Nagaland, eine gute Schule für einheimische Kinder zu errichten. Die gesandten Jesuiten hielten sich jedoch nicht an eine einzige Schule. Vielmehr konzentrierten sie sich nebst der Bildung auf eine umfassende Entwicklung der Region. Nach und nach gründeten sie eine Reihe kleiner Dorfschulen mit Sekundarschulen an zentralen Orten. Als sie erkannten, dass allein Grundschulbildung die Kinder nicht weiterbringt, bauten sie für talentierte Mädchen und Buben zwei *Colleges* auf.

Ordensfrauen ziehen mit

Die Kohima-Jesuiten suchten die Zusammenarbeit mit Ordensfrauen unterschiedlicher Kongregationen. Die Schwestern fokussierten sich von Anfang an auch auf die Gesundheitsversorgung der Armen in den Dörfern. Dank der Bemühungen der tatkräftigen Schwestern sank die Kindersterblichkeit in vielen Dörfern erheblich.

Alle Einrichtungen der Kohima-Jesuiten befinden sich ausschliesslich in Dörfern – eine bewusste Entscheidung der Pioniere, sich ganz in den Dienst der Ärmsten der Armen zu stellen. Bis heute halten sich ihre Nachfolger strikte daran.

1995 wurde die Nagaland-Mission zur Jesuiten-Region Kohima erhoben. Heute arbeiten die Kohima-Jesuiten in sechs der sieben Bundesstaaten von Indiens Nordosten: nebst Nagaland in Manipur, Mizoram, Arunachal Pradesh, Meghalaya und Tripura. Insgesamt leiten 65 Patres und 92 Scholastiker 13 Pfarreien, 36 Primarschulen, drei Sekundarschulen, zehn Gymnasien, zwei *Colleges*, ein Lehrerseminar, ein Rechtshilfezentrum für Menschenrechte, ein Forschungszentrum für Entwicklung von Indiens Nordosten, zwei pastorale Ausbildungszentren, sechs Krankenstationen und ein grosses Netzwerk von Selbsthilfegruppen.

Ohne Anfrage keine Schule

Die Jesuiten im Nordosten Indiens haben ihre eigene Art und Weise entwickelt, Schulen aufzubauen. Erster Schritt ist die Anfrage der ansässigen Bevölkerung. Ohne Anfrage, ohne Einladung handeln wir nicht. Ist die Einladung erfolgt, kann der zweite Schritt angegangen werden: Das Dorf muss den Jesuiten das erforderliche Land entweder kostenlos oder zu einem symoblischen Preis anbietet. Der dritte Schritt: Die Dorfbevölkerung planiert das Land und errichtet die erste Bambuskonstruktion. Bei Bedarf stellen die Jesuiten Bleche für das Dach zur Verfügung, die Arbeit aber tätigen die Ansässigen gemeinschaftlich.

In vielen Tribal-Kulturen Nordostindiens ist die Benutzung von Toiletten tabu.

Die Jesuiten legen auch Wert darauf, der Dorfbevölkerung zu vermitteln, dass die geplante Bildungsinstitution eine wichtige Rolle bei der Bewahrung ihrer Kultur spielen wird. So bestehen viele der Jesuitenschulen im Nordosten darauf, dass die Schülerinnen und Schüler mindestens einmal pro Woche in ihrer traditionellen Kleidung zum Unterricht kommen. Und erst, wenn die Dorfbevölkerung fünf Jahre beständig Unterstützung geleistet hat, engagieren sich die Jesuiten für den Bau einer solideren Schule. Die Erfahrung zeigt, dass die Menschen mit diesem schrittweisen Vorgehen ein tiefes Gefühl der Eigenverantwortung für ihre Bildungsinstitution entwickeln können.

Die Grenzen der Autonomierechte

Dieser Ansatz zur Eigenverantwortung ist zwar sehr erfolgreich, hat aber auch seine Nachteile. Bei einer Schulgründung in der Stadt sind eine Reihe von behördlichen Vorschriften zu befolgen. Viele dieser Vorschriften sind im ländlichen Indien nicht durchsetzbar; *Tribals* zum Beispiel haben gewisse Autonomie-Rechte, was förderlich sein kann, in der Toiletten- sowie auch in anderen Fragen aber hinderlich sind.

Des weiteren gibt es bestimmte Tabus in ländlichen Gegenden, die man beim Bau von Dorfschulen beachten muss. In vielen *Tribal*-Kulturen Nordostindiens etwa ist die Benutzung von Toiletten tabu: Es herrscht das allgemeine Einvernehmen, dass menschliche Abfälle und Exkremente nicht in der Nähe der Behausung deponiert werden dürfen.

Stammesvölker sind eng mit der Natur verbunden und überleben mit einem Minimum an Lebensmitteln, Gütern und Hygiene. Die Bäche liefern ihnen Wasser, der Wald versorgt sie mit Nahrung, die meist

Grundschule in Didambra/Assam. Die erste Konstruktion aus Bambus errichten die Ansässigen. Erst, wenn sie fünf Jahre Unterstützung leisten, sorgen die Jesuiten für einen solideren Bau.

Kinder einer Dorfschule für Tribals. Die Kohima-Jesuiten führen 36 Primarschulen, 15 höhere Schulen, ein Lehrerseminar und weitere Institutionen.

karg ausfällt. Oft verbringen sie die Nächte auch draussen, etwa wenn sie auf die Jagd gehen.

Tribals folgen dem Ruf der Natur – auch was ihr «persönliches Geschäft» angeht. Sie verschwinden hinter die Büsche und haben keine Hemmungen, was Koten und Urinieren angeht – für Knaben wie auch für Mädchen ist dies zu keiner Zeit und an keinem Ort mit Scham verbunden.

Toiletten sind tabu, weil damit in ihrer Vorstellung menschliche Exkremente in den gemeinschaftlich genutzen Lebensbereich gelangen, obwohl Toiletten und Abwasserrohre für die Hygiene so wichtig sind. So wehren sich die *Tribals* gegen den Bau von Toiletten in unmittelbarer Nähe ihrer Hütten oder gar in ihren Häusern. Um sie dazu zu bringen, die Notwendigkeit von Toiletten verstehen zu lernen, ist ein völliger Sinneswandel erforderlich.

Laut einer Studie erledigte 70 Prozent der indischen Landbevölkerung 2014 ‹ihr Geschäft› immer noch auf offener Fläche.

Laut UNO-Angaben haben weltweit rund zwei Milliarden Menschen keinen Zugang zu hygienischen Toiletten oder Latrinen. Trotz erheblicher Fortschritte steht Indien dabei im Fokus. Eine Studie vom renommierten *Research Institute of Compassionate Economics* ergab, dass 70 Prozent der indischen Landbevölkerung 2014 «ihr Geschäft» immer noch auf offener Fläche verrichtete.

Regierungskampagne mit UNICEF

In den letzten Jahren hat die Zentralregierung grosse Anstrengungen unternommen, der Bevölkerung den Zugang zu sauberem Wasser und hygienischen sanitären Einrichtungen zu gewährleisten. 2014 startete die Regierung mit dem UNO-Kinderhilfswerk UNICEF das Programm *Swachh Bharat Mission* (Kampagne für ein sauberes Indien) mit dem Ziel, bis 2019 das offene Koten und Urinieren einzudämmen. Die Kampagne hat zwar einige Erfolge in Bezug auf Bewusstseinsbildung und Aufbau der WC-Infrastruktur erzielt, dies vor allem in urbanen Räumen. Die Auswirkungen auf *Tribal*-Gemeinschaften jedoch, die in weit entfernten Dörfern leben, waren minimal. Viele Familien weigern sich nach wie vor, Toiletten zu bauen – das Tabu, WC-Anlagen in unmittelbarer Nähe des Hauses zu haben, ist tief verankert.

Die Praxis des offenen Stuhlgangs hat bekanntlich zahlreiche negative Auswirkungen. Ernste Krankheiten können sich verbreiten, erst recht, wenn die Exkremente ins Wasser gelangen. Die Sterblichkeitsrate von Säuglingen im Landesinneren liegt nicht selten bei 30 Prozent. Viele Kinder sterben dabei an den Folgen einer Durchfallerkrankung, weil der Körper zu viel Flüssigkeit verliert – ein Tod, der durch bessere hygienische Verhältnisse vermeidbar ist. Menschliche Exkremente auf Fusswegen und auf Feldern können auch Hautkrankheiten verursachen, harmloser zwar, aber unangenehm.

Wir wissen von einigen jungen Frauen, die ihre Notdurft verrichten wollten und sexuell missbraucht wurden.

In neuerer Zeit ist ein weiteres Problem entstanden. Der Respekt gegenüber Frauen war in *Tribal*-Gemeinschaften vergleichsweise hoch. Doch mit den Massenmedien

Allein die Grundschule bringt die Kinder der Tribals oft nicht weiter. Den Talentierten steht der Weg in die beiden Colleges der Jesuiten im Nordosten Indiens offen.

Jugendliche vom Loyola College in Williamnagar/Meghalaya, wo zurzeit 1368 junge Frauen und Männer zur Schule gehen. Dem College sind von Schwestern geführte Pensionate angegliedert.

und insbesondere mit der Verbreitung von Pornographie können Frauen und Mädchen sich nicht mehr sicher fühlen. Wir wissen und lesen von Fällen, in denen junge Frauen, die ihre Notdurft verrichten wollten, sexuell missbraucht wurden. Es gibt deshalb immer wieder Mädchen, die im Pubertätsalter die Schule abbrechen – primär aus Angst, keinen sicheren Ort zu haben, um sich zu erleichtern.

Toiletten in allen Jesuitenschulen

Die Verantwortlichen der Jesuiten-Schulen im Nordosten Indiens haben seit der Pionierzeit der 1970er Jahre auf Sauberkeit und Hygiene Wert gelegt und auch versucht, die Einstellung der Dorfgemeinschaften zu den Toiletten zu ändern.

Mit der *Swachh Bharat*-Kampagne für ein sauberes Indien erhalten sie nun Sukkurs: Die Zentralregierung macht es Dorfgemeinschaften zur Auflage, sanitäre Anlagen an Schulen zuzulassen. So wird es für die Jesuiten leichter, für ihre Schülerinnen und Schüler eine bessere sanitäre Versorgung zu erreichen. Ziel ist es, an allen Schulen der Kohima-Jesuiten hygienische Toiletten zu bauen und gleichzeitig vermehrt auch pädagogisch zu wirken: Lehrerinnen und Lehrer klären jüngere Schulkinder über den unverzichtbaren Wert von sauberem Wasser und Hygiene auf, während ältere Schulkinder die Verantwortung für die Sauberkeit der WCs übernehmen. Da viele Dörfer nicht über genügend fliessendes Wasser verfügen, werden die Toiletten mit einem Regenwasser-Sammelsystem ausgestattet. Die Kinder werden das, was sie in der Schule gelernt haben, nach Hause tragen und ihre Eltern dazu bringen, auch zuhause ihr Verhalten zu ändern. Und wenn Eltern in die Schule kommen, was sie oft und gerne tun, werden sie sehen, dass ihr Tabu unbegründet ist.

In Phesama waren die Kinder die Treiber für WCs. Insbesondere die Mädchen. Sie wollten daheim eine Toilette wie in der Schule.

Pionierschule macht Schule

Zum Schluss ein Beispiel, wo dies gelungen ist: In Phesama / Nagaland, ein Ort mit gut 3000 Einwohnern, gründeten die Kohima-Jesuiten anfangs der 1970 Jahre ihre zweite Schule. Einer der Pioniere erinnert sich: «Es war sehr schwierig, durch das Dorf zu laufen, da man sich nie sicher war, worauf man treten würde. Überall war Mist – Kühe, Schweine, Hunde und Menschen trugen ihren Teil zum Chaos bei.»
Mittlerweile hat sich die Situation massiv verbessert. Das Dorf an der Nationalstrasse zu Assam hat saubere Wege und gepflegte Wegränder. Die Schweine sind in ihren Ställen und Ausläufen, die Kühe weiden ausserhalb des Dorfes.

Die Schule St. Paul mit aktuell 759 Kindern hatte von Anfang an ein paar Toiletten in ziemlicher Laufdistanz, bis 2012 ein WC-Flügel neben dem Schulgebäude diese ungute Situation beendete. Heute hat fast jedes Haus im Dorf eine eigene Toilette in unmittelbarer Nähe. Die Menschen in Phesama sprechen oft davon, dass ihre Kinder die Treiber für diese Entwicklung waren, besonders die Töchter. Einige Mädchen im Pubertätsalter bestanden darauf, dass ihre Eltern Toiletten für sie bauten wie jene an ihrer Schule St.Paul. Es brauchte Mut für die Eltern, das Tabu zu brechen und auf ihre Töchter zu hören. Heute sticht Phesama als eines der saubersten Dörfer im Bundesstaat Nagaland hervor.

Anand Pereira SJ, Projektverantwortlicher der Kohima-Jesuiten

Kinder der Schule St.Paul in Phesama/Nagaland. Einmal pro Woche kommen sie in ihrer traditionellen Kleidung zum Unterricht – Vorschrift an der Schule.

Luftaufnahme des Campus St.Xavier im Bergdorf Palizi/ Arunachal Pradesh. Vor 20 Jahren gegründet, zählt die Schule mit Pensionat heute gegen 400 Kinder und Jugendliche.

Das Zeitfenster zum Lockdown in Indien betrug nur vier Stunden. Dann wurden die öffentlichen Bus- und Zugverbindungen auf die Hälfte reduziert, was die Situation verschlimmerte: Wanderarbeiter auf dem Heimweg im Kampf um einen Platz.

Pandemie trifft Wanderarbeiter hart

Der *Jesuit Migrant Service* im südindischen Bundesstaat Tamil Nadu hilft, wo er kann

«Sie bauen die Nation auf – und werden doch im Stich gelassen»: Pater Vasanthakumar über Indiens Wanderarbeiter in der Corona-Krise. Er ist mitverantwortlich für den *Jesuit Migrant Service* in Tamil Nadu und erlebte den Lockdown an der Seite der Wanderarbeiter. P. Vasanth, wie er sich nennt, berichtet und zeigt Perspektiven auf.

Die indische Zentralregierung verkündete am 24. März 2020 um acht Uhr abends den Lockdown als letzten Schutz vor einer Corona-Welle. Die Behörden gaben ein enges Zeitfenster von nur vier Stunden vor – vier Stunden, in denen sich die Wanderarbeiter entscheiden mussten, in Tamil Nadu zu bleiben oder in ihre bis 1000 Kilometer entfernten Heimatorte zurückzukehren. Bis Mitternacht wurden die Bus- und Zugverbindungen auf die Hälfte reduziert. Der 42-jährige Ram Biswal machte sich von der Hauptstadt Chennai aus zu Fuss auf den Weg und starb auf der Nationalstrasse nach Odisha, hunderte von Kilometern von seiner Familie entfernt.

Ram Biswal steht für mich für das Elend der Wanderarbeiter. Ich bekam in den letzten Monaten mit, wie sie von Chennais Stadtbehörden und der Zentralregierung, von Bauunternehmern und Arbeitsvermittlern im Stich gelassen wurden. Das führte zu tiefen Wunden, Kummer, ja zu Depression. Alles schien besser, als von Tag zu Tag dahinvegetieren zu müssen. So machten sich Hunderttausende zu Fuss, per Rad oder in enge Lastwagen gepfercht auf den Heimweg.

Der südindische Bundesstaat Tamil Nadu zählt 72 Millionen Einwohnerinnen und Einwohner, darunter 1,5 bis 2 Millionen Wanderarbeiter. Die Hälfte von ihnen arbeitet – oder vielmehr arbeitete – in den vier umliegenden Distrikten der Hauptstadt Chennai. Dort ist auch der Sitz des *Jesuit Migrant Service* JMS, der sie mit seinen Angeboten erreichen kann.

Der JMS wurde 2015 gegründet. Zu den primären Aufgaben gehört Rechtsberatung, Beistand für gerechtere Löhne, Ausbildung von Kindern der Wanderarbeiter, Vernetzung mit Regierungsstellen und NGOs, medizinische Hilfe, Begleitung bei spirituellen Bedürfnissen, Sensibilisierungsprogramme, Unterkünfte für Obdachlose, Rettung von Inhaftierten und Wanderarbeitern im Menschenhandel, Treffen an Festtagen.

«Corona» ist ihr neuer Schimpfname

Für Millionen Menschen in Indien ist es sehr schwierig, den Lebensunterhalt zu bestreiten. Die Erträge in der Landwirtschaft sind mager, die Löhne klein, die Arbeitsmöglichkeiten gering, Feudalismus

und Kastenwesen allgegenwärtig. Viele sind zur Arbeitsmigration gezwungen. Erschwerend kommt hinzu, dass in diesem Jahr der Monsun weitgehend ausblieb und die Pandemie das Land im Griff hat.

Wanderarbeiter haben in Indien keinen politischen Sukkurs, sind sozial unerwünscht und wirtschaftlich vernachlässigt, obwohl sie buchstäblich die Nation aufbauen: Die meisten arbeiten auf Baustellen. Da es sich um Gelegenheitsjobs, um informelle Arbeit handelt, gibt es keinen rechtlichen Schutz. Zudem ist die Datenlage dermassen dünn, dass daraus keine Sozialpolitik zu machen ist. Wanderarbeiter sind offiziell unsichtbar – und deshalb ausbeutbar.

Sie sind Vorurteilen ausgesetzt und müssen Feindseligkeiten erdulden. Der neue demütigende Schimpfname für sie ist «Corona» – man betrachtet sie als Virus-Träger. Vermieter künden ihnen die Behausung, Gesundheitspersonal und Polizei behandeln sie als Unberührbare und Kriminelle. Und kehren sie heim, werden sie von Bekannten, nicht selten auch von Verwandten geächtet.

Obwohl formell abgeschafft, sind sie moderne Sklaven. Das hat sich während des Lockdowns nochmals akzentuiert gezeigt: Wir wissen von Wanderarbeitern, die im Lockdown zur Weiterarbeit gezwungen, eingeschüchtert, geschlagen wurden – und bis heute keinen Lohn erhielten.

Unsere geleistete Unterstützung:
Die Teams des JMS waren rund um die Uhr beschäftigt und halfen, wo sie konnten.
JMS-Notunterkünfte in Chennai nahmen 300 Gestrandete auf. Sie bekamen gesunde Nahrung, standen unter Corona-Schutzmassnahmen und blieben, bis sie den Weg nach Hause antreten konnten. Mithilfe von gleichgesinnten NGOs Begleitung von 1000 weiteren Wanderarbeitern.
Eine Helpline für verstörte, misshandelte Wanderarbeiter wurde eingerichtet.
Kranke erhielten Zugang zu Gesundheitszentren.
Unterstützung bei Zugbuchungen und Transfers zu den Bahnhöfen.
Hungernde erhielten Lebensmittel wie Reis, Dhal, Speiseöl und Hygieneartikel. Trotz rasanter Virus-Verbreitung gelang es, auch drei Aussenbezirke zu erreichen. Insgesamt Hilfe für 2622 Familien.

Unsere Aktionspläne für die Zukunft:
Mit den Jesuiten der Provinz Chennai arbeiten wir an weiteren Angeboten:
Viele Wanderarbeiter leiden unter traumatischen Erfahrungen. Sie erhalten Hilfe, unabhängig davon, ob sie geblieben oder in ihre Heimat zurückgekehrt sind.
Kinder der Wanderarbeiter, insbesondere Kinderarbeiter in Ziegelfabriken, brauchen Bildung. Sie könnten in nahe gelegene Schulen gehen, ohne Nachhilfe aber schaffen sie es kaum, mit den anderen mitzuhalten. Kleine Zentren haben wir bereits, nun stellen wir Lehrerinnen und Lehrer an. Begabte Kinder werden Zugang zu höheren Schulen erhalten.
Für ältere Menschen ist Hygiene in der Corona-Krise besonders wichtig. Mit NGOs fokussieren wir auf diese Gruppe.
Bessere Unterbringung für Wanderarbeiter, die schon lange in Tamil Nadu sind.
Ausweitung des Rechtsbeistands gemeinsam mit anderen Organisationen.

Die Stärkung der Wanderarbeiter muss in Zusammenarbeit mit der Unternehmerseite erfolgen. Wir bauen auf rechtschaffene Menschen, die die unverzichtbare Leistung ihrer Arbeiterinnen und Arbeiter erkennen und wertschätzen.

Vasanthakumar Irudayaraj SJ, Projektverantwortlicher der Jesuiten-Provinz Chennai

Der Strom von Wanderarbeitern, die nach Hause wollten, riss lange nicht ab. Die Jesuiten in Chennai/ Südindien halfen bei Buchung und Transfer zu den Bus-/Zugstationen. Gestrandete erhielten Unterkunft, Kranke Zugang zu Gesundheitszentren, Hungernde Lebensmittel: Insgesamt konnten bisher 2622 Familien unterstützt werden.

Die Not ist zurzeit gross, die Menschen wehren sich nach Kräften: Frauen einer Teeplantage im Tiefland von Westbengalen bauen Reis an. Jesuiten unterstützen sie mit Projekten. Joe Victor SJ: «Wir müssen vermehrt solche Nebenerwerbsquellen erschliessen.»

«Wir lassen die Adivasi nicht im Stich»

Indische Teearbeitende in Darjeeling und Assam sind wegen Covid-19 in grosser Not

Schwarztee ist nach Wasser das häufigste Getränk weltweit – und Darjeeling und Assam sind Synonyme für Schwarztee: Wir berichteten in der Weihnachtsnummer 2019 über das harte Leben der Pflückerinnen und Arbeiter in indischen Teeplantagen von Darjeeling und Assam. Während des Covid-19-Lockdowns mussten die Teegärten schliessen. Die Menschen verarmten. Dank gefestigten Strukturen konnten die Jesuiten zumindest einem Teil von ihnen rasch helfen.

Bericht von Joseph Victor Pitchai SJ, Projekt- und Finanzverantwortlicher der Jesuiten-Provinz Darjeeling:
Der abrupte Covid-19-Lockdown vom 24. März in Indien hat über die 400 000 Arbeiterinnen und Arbeiter in den Teegärten unserer Region grosse Not gebracht. 287 Teeplantagen sind über die westbengalischen Bezirke Darjeeling, Jalpaiguri und Alipurduar verteilt, und die unerwartete Schliessung fiel zu einer denkbar ungünstigen Zeit: Im März / April ist Erntezeit für den *First Flush* – die erste Ernte nach dem Winter. Der goldene Aufguss ist bei Teekennern wegen seiner floralen Note sehr beliebt, die Blätter sind von hoher Qualität. Die *First Flush*-Ernte bringt gut 30 Prozent des Jahreseinkommens ein.

Mit der Schliessung der Teegärten gingen in Westbengalen und Assam rund 140 Millionen Kilo Tee im Wert von rund 227 Millionen Franken verloren. Ich bin im steten Austausch mit unseren Sozialzentren in Westbengalen, die Teams betreuen Teearbeitende im Tiefland und in den Hügeln Darjeelings. 90 Prozent von ihnen erhielten von April bis Mitte Mai keinen Lohn, einige mussten noch länger warten. Erst ab Juli erhielten alle wieder regulär Lohn von durchschnittlich 176 Rupien pro Tag (rund CHF 2.40).

Transporte wurden eingestellt, die meisten Geschäfte waren geschlossen, die Spitäler nur für Covid-19-Kranke offen – eine sehr schwierige Zeit für die Teearbeitenden, denen das Geld für Lebensmittel ausging. Die Schulen wiederum setzten auf Online-Unterricht, doch kaum jemand in den Teegärten kann sich ein Smartphone leisten. Es ist schwer für die Kinder, den verpassten Schulstoff nachzuholen. Bis heute sind Familienmitglieder, die ausserhalb der Teegärten Gelegenheitsjobs fanden, arbeitslos; ebenso Wanderarbeiter, die in die Teegärten zurückgekehrt sind.

Verarmte Teearbeiter-Familien erhielten von Westbengalens Regierung 35 Kilo Reis / Weizen oder konnten dies verbilligt kaufen. Die Zentralregierung verteilte zudem fünf Kilo Reis / Weizen pro Person und Monat (ein zusätzliches Kilo pro Familie). Das reicht nicht zum Überleben. Und Plantagenbesitzer, die grosse Verluste haben, helfen ihren Arbeitern nicht. Sie erwarten, dass die Regierung weitere Massnahmen beschliesst.

In den jesuitischen Sozialzentren verteilen wir bis auf weiteres gemeinsam mit NGOs und Gemeinden Getreide, Zwiebeln, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Speiseöl, Medikamente, Desinfektionsmittel, Masken und Seife an Arme von 75 Teegärten und 20 Dörfern. Unsere Teams haben Helpdesks eingerichtet, um bei Fragen zu Lebensmittelkarten, Regierungsprogrammen und Gesundheitsproblemen zu helfen. Gegen 5000 Teepflückerinnen und Teearbeiter haben keine Lebensmittelkarten für staatliche Hilfe bekommen. Unsere Teams unterstützen sie, Sondergenehmigungen für vorübergehende Rationen zu erhalten.

Zur Arbeit in der Teeplantage brauchen sie zusätzliche Jobmöglichkeiten, bessere Gesundheitsversorgung und Bildung. Es gibt weitere soziale Organisationen, die das gleiche Ziel haben. Auf Jesuiten-Seite hilft das Sozialzentrum *Human Life Development and Research Center* verarmten Familien beim Gemüseanbau auf dem freien Teegartenland. Frauen-Selbsthilfegruppen haben an zwölf Orten Fischteiche angelegt und geben ihr Wissen in Kursen weiter. In einem weit abgelegenen Teegarten entsteht eine kleine Schneiderei, wo Jugendliche das Schneiderhandwerk erlernen können. Unser Sozialinstitut *Hayden Hall* in Darjeeling-Stadt verhilft den Menschen zu medizinischen Sprechstunden, Nachhilfeunterricht für ihre Kinder und steht ihnen mit weiteren Hilfeleistungen bei. In der Kleinstadt Kurseong / Darjeeling führen die Jesuiten zudem das *St. Alphonsus Social and Agricultural Centre* mit einer landwirtschaftlichen Projektreihe für Bedürftige. Familien werden geschult, Küken, Truthähne oder Ferkel tiergerecht aufzuziehen, damit sie eine Nebenerwerbsquelle erschliessen können.

Wir konnten gut 10 000 Familien über die gröbste Zeit helfen, einerseits mit unseren Sozialzentren und Einrichtungen, andererseits durch Schwesterngemeinschaften und Partnerorganisationen. Die Hilfe kam zu 90 Prozent Familien zugute, die ihr Haupteinkommen in den Teegärten erzielen, mit Löhnen, die keine Möglichkeit geben für Ersparnisse. Hier müssen wir vermehrt Mittel und Wege finden, Nebenerwerbsquellen zu schaffen oder den Kindern Berufe zu ermöglichen, die zu einer nachhaltigeren Existenzgrundlage führen und die Menschen unabhängiger von der Plantagenarbeit machen.

Bericht von Xavier Lakra SJ, Projektverantwortlicher Jesuiten-Mission Assam: Der Lockdown fand in zwei langen Phasen statt und wird je nach Infizierten-Zahl erneut angeordnet, das heisst für Assams Teearbeitende: Lohnausfälle von 40, 50 Tagen. Manche waren so verzweifelt, dass sie bei den Behörden erwirkten, in kleinem Pensum und kleiner Zahl mit Gesichtsmasken arbeiten zu können. Die Not bleibt. Erspartes haben sie keines, die Folgen sind Mangelernährung, Hunger. Schlimm trifft es temporär Beschäftigte, in Assams Teegärten rund 40 Prozent der Arbeiterschaft. Eine feste Anstellung führt nur über die Familie: Geht die Mutter als Pflückerin in Pension, arbeitet die Tochter fünf Jahre temporär, bis sie nachrücken kann.

80 Prozent der Plantagenbesitzer leben nicht in Assam, sondern weit weg in Kalkutta, Bengalen, Rajasthan. Sie überlassen es Managern, mit den Arbeitenden zurecht zu kommen – meist *Adivasi*, die kaum gehört werden, wie jüngst wieder erlebt: Die Forderung ihrer Studenten- sowie ihrer Frauenvereinigung nach einer Arbeitslosen-Versicherung verpuffte. Die Arbeit geht uns Jesuiten nicht aus. Wir lassen die *Adivasi* nicht im Stich. *sei*

Pflückerinnen in einem Teegarten in Assam haben eine Sondergenehmigung erhalten, während des Lockdowns zu arbeiten. Sie müssen Masken tragen und ihre Schichten aufteilen: Nur je die Hälfte der Pflückerinnen darf antreten. Ein Wochenlohn von drei Tagen muss fürs Überleben reichen.

Maturaklasse im Tschad für Flüchtlinge aus der Region Darfur/Sudan. Vor zwei Jahren waren unter den landesweit 3616 Maturanden und Maturandinnen 268 Flüchtlinge, die vom Jesuiten-Flüchtlingsdienst Westafrika unterstützt wurden.

«Herzensbildung ist wichtiger denn je»

Ganzheitliche Bildung nach Prinzipien der Ignatianischen Pädagogik: Was ist das genau?

Wo immer Jesuiten Schulen gründen, lassen sie sich von Ignatianischer Pädagogik leiten. Im Tschad bei Schulen für Flüchtlinge aus Darfur; in Myanmar bei *Colleges* für Kinder marginalisierter Eltern; in Minia, Ägyptens Armenhaus, bei *Liberal Studies* für Jugendliche – drei Beispiele jesuitischer Angebote, über die wir in den letzten Ausgaben berichteten. Was ist Ignatianische Pädagogik, welche Ziele verfolgt sie, was vermag sie? Antworten im Essay von Ulrike Gentner, Johann Spermann SJ und Tobias Zimmermann SJ vom Zentrum für Ignatianische Pädagogik Ludwigshafen:

Ignatianische Pädagogik zielt auf die Bildung der ganzen Person und steht in der Tradition des christlichen Humanismus. Ihr Name geht zurück auf Ignatius von Loyola, der 1534 den Jesuitenorden gründete. In einer persönlichen Krise ergriff ihn die rettende Einsicht, ganz von Gott angenommen und akzeptiert zu sein. Weil Gott die Welt liebt, kann man ihn in Allem suchen und finden. «Gott suchen und finden in allen Dingen und dabei kontemplativ in allem Tun sein!» So fasste Ignatius (1491–1556) neues Vertrauen in die eigenen Begabungen und Kräfte. Erfüllt vom Wunsch, diese Talente im Dienst Gottes und im Dienst am Anderen möglichst gut einzusetzen, schulte er seine intellektuellen Fähigkeiten an der besten europäischen Universität seiner Zeit, in Paris.

Pädagogik ist stets auch Herzens- und Charakterbildung und wichtiger denn je. Sie öffnet die Augen dafür, dass die Welt, die eigene Gesellschaft noch weit entfernt sind, allen ein erfüllendes Leben in Würde zu ermöglichen. Selbstentfaltung des Individuums ist kein Selbstzweck, sondern Grundlage, um sich engagiert und kompetent für die Bewahrung der Schöpfung, für Glaube und Gerechtigkeit einzusetzen. Dazu gehört, dass die Schulen sich diesem Anspruch stellen und ihren Beitrag leisten.

Selbstentfaltung des Individuums ist kein Selbstzweck, sondern Grundlage, um sich engagiert und kompetent für die Bewahrung der Schöpfung, für Glaube und Gerechtigkeit einzusetzen.

Auf der Basis der eingangs beschriebenen Prinzipien und Haltungen lehren Pädagoginnen und Pädagogen seit 450 Jahren an Jesuitenschulen und an ignatianisch geprägten Schulen. Christlicher Humanismus bedeutet eine Erziehung unter den Augen Gottes und eine intellektuelle Bildung, welche die Frage nach Gott offenhält. Dabei ist Ignatianische Pädagogik keine Pädagogik exklusiv für Christinnen und Christen. Interreligiöser Dialog und Lernen in der interkulturellen Begegnung sind

heute nicht zufällig wesentliche Querschnittsaufgaben des Ordens. In einer Welt, in der sich Gott in Allem suchen und finden lässt, ist immer damit zu rechnen, dass die Wahrheit uns jenseits der Grenzen des Bekannten, der eigenen Kultur, Weltanschauung, Religion, Konfession begegnet. An einem solchen humanistischen Bildungskonzept können Menschen aller Weltanschauungen, Religionen und Kulturen teilhaben und mitwirken. Ignatianische Pädagogik ist aktueller denn je. Sie ist geradezu prädestiniert, einen Beitrag zum Zusammenhalt einer offenen Gesellschaft zu leisten.

«**Wenige Menschen ahnen, was Gott** aus ihnen machen würde, wenn sie sich seiner Führung nur anvertrauten.» Die Aussage von Ignatius ist eine Provokation. Sie vermag Menschen aufzurütteln, damit sie sich fragen: Welche Potentiale schlummern in mir, die auf Entfaltung warten?

Ignatianische Pädagogik ist geradezu prädestiniert, einen Beitrag zum Zusammenhalt einer offenen Gesellschaft zu leisten.

Das ignatianische Bildungskonzept beruht auf einer grundsätzlichen Wertschätzung der Person und ihrer Fähigkeiten, dem eigenen Leben Inhalt und Bedeutung zu geben. Diese Fähigkeit macht die Würde und auch die Bürde des Menschseins aus.

Anders als elitäre Konzepte der Selbstoptimierung erschöpft es sich nicht darin, eigene Ressourcen optimal für Selbstverwirklichung und Karriere zu entfalten. Stets geht es auch um die Frage, wie der Mensch seine Talente für das Wohl der Gesellschaft, besonders für die Schwächsten, und für die Bewahrung der Schöpfung einzusetzen lernt. Zum Exzellenzanspruch ignatianischer Persönlichkeitsbildung gehört neben der Entwicklung kritischer Urteilskraft deshalb moralische Erziehung und die Bildung auf dem Felde der Ethik.

Eine solche Basis ermutigt, Vertrauen in das Leben zu fassen, sich an die Verwirklichung hoher Ziele zu wagen und diese mit ganzer Kraft und Ausdauer zu verfolgen. Andere zu überzeugen und sich in einem Team konstruktiv einzusetzen, gilt es ebenso zu lernen, wie in Realismus und Demut mit der Erfahrung eigener Grenzen umzugehen. Persönlichkeitsbildung in diesem Sinne liegt in der Selbstverantwortung des lernenden Menschen, der durch Pädagoginnen und Pädagogen zum Lernen herausgefordert und darin begleitet wird. Dieses Konzept steht dem Bildungsideal von Wilhelm Humboldt (1767 – 1835) nahe, Gelehrter, Schriftsteller und Staatsmann: «Bildung ist die Anregung aller Kräfte des Menschen, damit diese sich über die Aneignung der Welt entfalten und zu einer selbstbestimmenden Individualität und Persönlichkeit führen.

Unsere Vision von ignatianischen Schulen: Wir engagieren uns für Schule als Ort anspruchsvoller Bildung und Erziehung, wo die Frage nach Gott wachgehalten wird und wo die Menschen lernen:

- achtsam zu sein, inne zu halten und zu reflektieren
- ihre Talente und Freiheit zu entfalten
- kritisch zu denken, urteilsfähig zu sein
- ihre eigene Würde zu erfahren und die des Anderen zu achten
- und sich in Solidarität und Verantwortung für eine gerechtere Gesellschaft und Welt einzusetzen, all dies unter dem Anspruch der Exzellenz.

Ulrike Gentner, Tobias Zimmermann SJ, Johann Spermann SJ (im Bild unten)

ZENTRUM FÜR IGNATIANISCHE PÄDAGOGIK: KOMPETENZPARTNER FÜR SCHULEN

Wie kann ich souverän und gelassen unterrichten? Wie können wir als christliche oder ignatianische Schule das Profil schärfen? Was braucht es, damit Werte im Alltag gelebt werden können? Solche Fragen waren der Beweggrund, 2014 das Zentrum für Ignatianische Pädagogik ZIP zu gründen mit Sitz im Heinrich Pesch Haus HPH in Ludwigshafen. Das ZIP begleitet Schulen und Organisationen bei Entwicklungsprozessen, unterstützt Fachkräfte mit Weiterbildung z. B. in Spiritualität, qualifiziert Leitungskräfte, vernetzt Akteure aus Schule, Politik, Kirche, Wissenschaft, Gesellschaft. Die Ignatianische Spiritualität und Pädagogik bilden die Basis: Das ZIP vermittelt Grundlagen und entwickelt sie gemeinsam weiter. Beratung und Fortbildung werden in Ludwigshafen und auch vor Ort an Schulen und Einrichtungen praxisbezogen angeboten. Das ZIP ist Weiterbildungspartner im gesamten deutschsprachigen Raum und wendet sich an Lehrkräfte, Schülerinnen, Schüler und Eltern, Schulleitungen, Menschen in Schulpastoral und Jugendarbeit. Das ZIP ist Kompetenzpartner für Schulen und Organisationen, unabhängig davon, ob christlich geprägt oder nicht. Die Leitung teilen sich Ulrike Gentner, Theologin/ Pädagogin sowie Tobias Zimmermann SJ, Direktor HPH. Im Autorenteam des obigen Beitrags ist zudem Johann Spermann SJ, ehemals Leiter ZIP/HPH, heute im *Steering Committee* des ZIP.

zip-ignatianisch.org

Vor der Kapelle beim Pragelpass, August 2019: Team der katholischen Landjugend in den Muotathaler Bergen, Martin Föhn 2. v. l.

Jesuiten-Symposion in Schwäbisch Gmünd 2018. Neben Martin Föhn SJ Alois Riedelsberger SJ aus Österreich.

Aus Liebe zu Gott

Einblicke von Martin Föhn SJ, der am 17. Oktober zum Priester geweiht wird

«Jesuiten waren mir immer eher suspekt und das Studienfach Theologie zu abstrakt», sagten Sie in einem Interview 2013. Nun sind Sie Jesuit und stehen kurz vor der Priesterweihe. Wie kommt das?
Martin Föhn SJ: Zu Kirche, Religionsunterricht, christlichen Gebräuchen hatte ich immer Zugang – vor allem zu Christus als Freund und Begleiter. Gebete gehören bei uns zuhause im Muotathal zum Alltag. Und ging ich morgens aus dem Haus, sagte meine Mutter: «Gang i Gottes Name.» Prägend waren auch die Grosseltern, die abends den Rosenkranz beteten; war ich da, betete ich mit. Als Jugendlicher stiess ich auf ein Buch mit Heiligen-Legenden: Dominikus, Franziskus, Antonius von Padua faszinierten mich. Zu Ignatius fand ich wenig Zugang – Gründer eines Ordens, der nicht einmal heisst wie er. Dass ich je in seinen Orden eintreten würde, konnte ich nicht ahnen.

Sie lernten zunächst Landwirt, um den elterlichen Hof zu übernehmen und …
… so fest war die Absicht nicht. (lacht)

Dann trat Ihr jüngerer Bruder an Ihre Stelle. War das eine Befreiung für Sie?
Ich war froh, dass mein Bruder Interesse an der Landwirtschaft hatte. Das Religiöse, das Spirituelle begleitet mich seit Kindheit. Ich hatte in der Lehre einen Kollegen, dessen Vater Pastor einer Freikirche war. Mit ihm redete ich oft und überlegte, mit seiner Organisation ins Ausland zu gehen. Bis mein Vater sagte: «Wenn du sowas machen willst, dann katholisch.» Für diesen Rat bin ich ihm bis heute dankbar. So lernte ich Mitarbeiter der Immenseer Missionare kennen, die Sozialeinsätze im globalen Süden vermittelten und konnte vier Monate nach Peru.

Die Welt stand Ihnen offen. Warum entschieden Sie sich ausgerechnet für ein Ordensleben und das Priestertum?
Die Stelle im Glaubensbekenntnis geht mir nahe, wo es heisst: «Ich glaube an den einen Gott… der alles geschaffen hat… die sichtbare und die unsichtbare Welt.» Diesen Gott liebe ich und die unsichtbare, spirituelle, geistliche Welt fasziniert mich. Alles Geschaffene hat eine materielle und eine spirituelle Seite. Spiritualität ist die Wahrnehmung von Beziehungsgeflechten in ihren Tiefen. So geht es im Geistlichen darum, wie man mit sich selbst, den anderen, der Umwelt und mit Gott in Beziehung treten kann. Es klingt vielleicht paradox, aber gerade der zölibatäre Priester befasst sich in umfassender Weise mit Beziehungen. Er ermutigt, tröstet, baut auf, denkt nach, vernetzt, versöhnt – darum dreht sich mein Leben, darum geht es im Orden, den ich gewählt habe.

Die Jesuiten lernten Sie eher zufällig kennen: Sie besuchten einen Exerzitien-Kurs im Lassalle-Haus und kamen auf den Geschmack. Wie denn?
Ich wollte immer mal Exerzitien machen. Ferien standen an und ich buchte kurz-entschlossen einen Kurs, der ausser den Begleitgesprächen im Schweigen stattfand. Das gefiel mir. Ebenso die Atmosphäre, geprägt von der gelebten Spiritualität und Gemeinschaft der Handvoll Jesuiten im Haus. Ich erlebte, wie sie einerseits mitten im Leben stehen, sich mit ihren Gästen über Gott und die Welt auseinandersetzen und andererseits tiefe Verinnerlichung suchen. Es war Frühjahr 2009. Die Entscheidung reifte heran. Am Weihnachtsessen mit der Familie sagte ich: «Ich probiers mal. Wenns nicht geht, bin ich nach zwei Jahren zurück.» Im Herbst 2010 trat ich in Nürnberg ins Jesuiten-Noviziat ein.

Im September 2012 dann legten Sie die ewigen Gelübde ab. «Ich setze einen Punkt hinter allem, was ich bisher ge-

Diakonweihe, Kirche St.Ignace Paris, 6. April 2019. Weihbischof Thibault Verny (v. l.), Diakon Maurice Houeham SJ, Provinziäle von Südafrika und der Schweiz.

PRIESTERWEIHE

Martin Föhn SJ wird im Oktober in Zürich zum Priester geweiht. Corona-bedingt sind die Plätze in der Liebfrauenkirche beschränkt. Man kann jedoch per Livestream und Radio Maria dabei sein: **17. Oktober 2020 ab 15 Uhr**. Über seine Beruf lädt Föhn zum Gespräch ein: **30. September** in Basel *(kug, Herbergsgasse 7)* und **15. Oktober** in Zürich *(aki, Hirschengraben 86, je 20 Uhr).*

Ausführliches Interview, weitere Gottesdienste, Termine, Presseberichte, Livestream der Weihe: jesuiten.ch

macht habe», sagten Sie und verschenkten Ihr Vermögen. War das schwer?
Überhaupt nicht. Ich spürte schon in der ersten Woche im Noviziat: Ich war angekommen. Ich weiss noch, wie ich mit anderen zusammensass und mir aufging: «Ich denke ja gar nicht mehr an eine Weltreise» – lange ein sehnlicher Wunsch. Die Suche nach Heimat war zu Ende. Ich setzte einen Punkt, begann einen neuen Absatz. Auch wenn ich weiterhin unterwegs bin, räumlich und innerlich: Ich habe meinen Ort in der Gesellschaft gefunden.

Was macht die Gesellschaft Jesu zu Ihrer Heimat?
Der Orden ist nicht dasselbe wie eine Familie. Er besteht auch nicht aus Freunden und Kollegen, die ich mir ausgesucht habe – wir sind Mitbrüder auf einem gemeinsamen Fundament und Freunde und Gefährten von Christus. Auf ihn und sein Projekt der Gerechtigkeit, des Friedens, der Freude sind wir ausgerichtet. Wo immer ich auf der Welt eine Jesuiten-Kommunität antreffe, gibt es dieses gemeinsame Vorangehen von der ersten Begegnung an. Das verbindet und gibt Rückhalt. Das gefällt mir sehr.

Sie haben schon ein rechtes Wegstück hinter sich, studierten in München Theologie, in Paris Philosophie, waren in Zürich Hochschulseelsorger, engagierten sich in den Sommern in Sozialprojekten. Vor kurzem erlangten Sie zudem das Diplom zum Mediator. Warum diese Zusatzausbildung?
Mediation fasziniert mich. Sie bietet Raum, zu zweit oder in einer Gruppe, um den Weg zueinander zu finden. Mediation ist Austragen von Differenzen, ist Versöhnungsarbeit. Ich war lange ein harmoniebedürftiger Mensch und musste doch immer wieder Streit ertragen. Irgendwann habe ich Streitkultur als positiv und befruchtend erlebt. Bleibt diese Kultur aus, kann das verheerende Folgen haben.

Künftig kümmern Sie sich um Studierende in Basel und Menschen in den Stadtpfarreien. Durften Sie wählen?
Nein. Wir werden gesandt. Aber ich durfte mich im Entscheidungsprozess einbringen. Die Aufgabe in Basel war denn auch eine meiner persönlichen Optionen.

Zunächst steht Ihre Priesterweihe im Oktober an. Priester haben es nicht einfach im heutigen Kontext. Mussten Sie Ihre Wahl oft verteidigen?
Nicht direkt vor anderen, aber vor mir selbst. Die Kirche ist heute dermassen unter Beschuss, in vielen Bereichen zu Recht, dass ich mir Rechenschaft ablegen musste: Will ich, kann ich diese Kirche, dieses System als künftiges Mitglied des Klerus unterstützen? Das wird nicht immer einfach sein, ich habe aber Hoffnung.

Worin besteht Ihre Hoffnung?
Die Kirche verfügt über ein reiches Instrumentarium an Hinweisen zur Lebensführung, geistlichen Übungen, Werten, Ritualen und Liturgien. Und es betrübt mich, dass wir es nicht schaffen, dies besser rüberzubringen. Das liegt aber nicht nur an der Kirche. Für eine Gesellschaft, die mehrheitlich konsum- und lustorientiert ist, bietet die Kirche eine Projektionsfläche für vieles. Mir geht es um die Tiefe in all ihren Dimensionen unseres Menschseins. Mein Ziel ist es, Menschen zu helfen, hier in eine grössere Fülle zu kommen.

Für die Einladungskarte zur Priesterweihe wählten Sie die Worte: «Wo wohnst Du? – Kommt und seht!» – ein Zitat aus dem Johannes-Evangelium. Wohin wollen Sie uns mitnehmen?
In die unsichtbare, tiefe und erfüllende Welt der Beziehungen mit Gott und der Welt. Christus ist mit uns unterwegs, «kommt und seht», ruft er uns zu. Wenn es uns gelingt, die Brücke von der sichtbaren zur unsichtbaren Welt zu überschreiten, können wir die wertvollen Schätze unseres Glaubens, unserer Kirche entdecken, auch unsere Verletzlichkeit zulassen, damit sie geheilt werden kann. In der Tiefe erkennen wir das Fundament, auf dem wir stehen. Ist dieses Fundament fest und gut, können wir ganz uns selbst sein und gleichzeitig für andere da sein.

Interview Pia Seiler

AZB
CH-8001 Zürich
PP/Journal

Post CH AG
Response Zentral

+++ Kinder der Tribals in Indiens Nordosten (im Bild) erhalten Toiletten an all ihren Schulen +++ Ignatianische Pädagogik: Herzens- und Charakterbildung +++ Lockdown trifft Arbeitende in Teegärten von Darjeeling und Assam hart +++ 40 Jahre Jesuiten-Flüchtlingsdienst International, 10 Jahre JRS Schweiz

Pläne trotz allem

Pater Saju im Lockdown

Die Corona-Pandemie macht vieles zunichte, so auch die Pläne von Pater Saju: Der indische Jesuit und ausgebildete Tänzer kann im September nicht in die Schweiz reisen. Die Situation in Kalkutta, wo er ein Sozial- und Kulturzentrum für Dalits aufgebaut hat, sei sehr schwierig. «Die Infektionszahlen steigen, die Lockdowns rauben den Ärmsten die Existenzgrundlage, die Ausbauarbeiten an unserem Zentrum stocken – ich weiss nicht, wie es weitergehen soll», schreibt Pater Saju. Wir halten Kontakt und bleiben dran!
Sein Nada-Natya Yoga-Seminar mit Amit Sharma (im Bild) Ende September musste abgesagt werden. Sharma, der in Zürich lebt, springt in die Bresche und holt das Seminar am 13. bis 15. November nach. Der virtuose Dhrupad-Sänger stammt aus einer indischen Musikerfamilie und hat langjährige Erfahrung in Pranayama Yoga.
Auch die Indienreise mit Saju George SJ und Toni Kurmann SJ kann im November nicht stattfinden. Sie wird auf November 2021 verschoben. *sei*

13.–15.11.2020: Nada-Yoga, die heilende Kraft der Stimme, lassalle-haus.org / 041 757 14 14

Zu Ehren Ladányis

Fokus Nordkorea

Gast an der Ladanyi-Vorlesung vom 23. September ist Katharina Zellweger (im Bild). Sie leitet *KorAid Limited* in Hongkong, 2015 von ihr gegründet. Die NGO konzentriert sich auf die Betreuung von Kindern in Einrichtungen und Menschen mit Behinderungen in Nordkorea und China. Thema des Abends: internationale Hilfsprogramme, die trotz Sanktionen die Ärmsten in Nordkorea unterstützen.
Die Ladanyi-Vorlesungsreihe würdigt das Werk des ungarischen Jesuiten László Ladányi (1914–1990), dessen Todestag sich am 23. September zum 30. Mal jährt. 1940 brach er nach China auf. Nach den Studien war er Hochschulseelsorger, später Gründer der Zeitschrift *China News Analysis* und Chefredaktor bis 1982. Die Zeitschrift verschaffte Diplomaten, Wirtschaftsleuten und Wissenschaftlern ein aktuelles Bild von China. Für Stephan Rothlin SJ ist Ladányi Weggefährte und Vorbild, «das Beispiel eines profunden China-Kenners, verwurzelt in der Tradition der katholischen Soziallehre mit einer grossen Liebe für das Land.» *sei*

Mi 23.9.2020: Fokus Nordkorea. Gedenken an P. Ladányi mit Yang Jing, Ruth Wiederkehr; Apéro riche. 18.30, Pfarrei St.Josef, Röntgenstrasse 80 ZH

Magazin von Jesuiten weltweit
Erscheint viermal im Jahr
Abonnementspreis: Fr. 8.–

Abonnementsverwaltung:
Stiftung Jesuiten weltweit,
Hirschengraben 74, 8001 Zürich,
Telefon 044 266 21 30
E-Mail: magazin@jesuiten-weltweit.ch
IBAN: CH51 0900 0000 8922 2200 9

Redaktion: Pia Seiler

Herausgeberin Stiftung Jesuiten weltweit:
Toni Kurmann SJ, Stiftungsratspräsident
Dana Zumr, Geschäftsführerin

Gestaltung, Druck und Versand:
Cavelti AG, Gossau

Bildnachweise:
Cover/4–7/16 Jesuiten Kohima; 3 JRS Beirut, Freimut Bahlo; 8–9 Free Press Journal & Kractivism, CNN; 10–11 Jesuiten Darjeeling und Assam; 12–13 JRS Westafrika, ZIP; 14-15 Martin Föhn; 16 A.Sharma, K. Zellweger; Einleger Jesuitenarchiv, Ch. Ender

JESUITEN IHS